

Dominik Gerd STEBER, *Der konfessionelle Gottesacker. Katholische und protestantische Sepulkalkultur in den oberschwäbischen Reichsstädten in der Frühen Neuzeit* (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 214), Stuttgart: Kohlhammer 2018. 550 S. ISBN 978-3-17-033575-2. € 47,-

Der Tod war in der vormodernen Zeit prägend für das Leben. Aufgrund der hohen Sterblichkeitsrate war er stets präsent, und die Begräbnisstätten, die zunächst rund um die Kirche angeordnet und somit mitten in der Stadt gelegen waren, erinnerten die Menschen täglich an ihre Vergänglichkeit. Seit dem Hochmittelalter war der Tod mit der Vorstellung des Fegefeuers verbunden, eines Ortes, in dem die Getauften nach ihrem irdischen Leben geläutert würden und ihre Sündenstrafen büßten. Ebenso gewiss, wie jeder Christ das Fegefeuer unweigerlich zu erleiden hatte, war die Überzeugung, dass man sich und seinen Mitmenschen die Qualen im *purgatorium* durch Gebete, Messen, Almosen, Fasten und andere fromme Werke verkürzen konnte. Auch die während des gesamten Lebens praktizierte Vorbereitung auf den Tod, die *ars moriendi*, und die Wahl des Begräbnisplatzes – in der Kirche (*ad sanctos*) oder auf dem Kirchhof – wurden als entscheidende Hilfen zur Verminderung der Zeit im *purgatorium* angesehen. Die Sorge der Christen um ihren Tod und um das, was sie danach erwartete, hatte somit entscheidenden Einfluss auf ihr Leben.

Mit der Reformation wandelte sich dieses Verständnis von Sterben und Tod. Insbesondere die Vorstellung vom Fegefeuer als Ort der Läuterung wurde von den Reformatoren verworfen, da sie zum einen nicht auf biblischer Grundlage fußte und zum anderen durch das *sola gratia*-Prinzip, wonach die Sünder allein durch den Kreuzestod Christi erlöst waren und daher keiner weiteren Läuterung bedurften, aufgehoben war. Dieser theologische Ansatz hatte weitreichende Folgen für den Umgang mit dem Tod und der Form des Begräbnisses im evangelischen Kontext.

Vor dem Hintergrund der im 16. Jahrhundert einsetzenden konfessionellen Differenzierung untersucht Dominik Gerd Sieber die Sepulkalkultur in elf oberschwäbischen und Allgäuer Reichsstädten. Diese Städte bieten sich für den Vergleich besonders an, weil es sich mit Ausnahme der Metropole Ulm überwiegend um kleine bis mittlere Gemeinwesen handelte, die zahlreiche Kohärenzen in ihren wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Strukturen aufweisen. Zudem bildeten sich im Laufe des 16. Jahrhunderts in den Reichsstädten verschiedene konfessionelle Prägungen aus: Die Mehrzahl wurde evangelisch (Isny, Kempten, Lindau, Memmingen, Kaufbeuren, Leutkirch und Ravensburg), zwei blieben katholisch (Überlingen und Wangen) und zwei wurden bikonfessionell (Biberach und Ravensburg).

Ausgehend von der spezifischen Begräbnistopographie geht Sieber zunächst auf Friedhofsverlegungen als signifikantes Element frühneuzeitlicher Sepulkalkultur ein. Zwischen 1520 und 1542 wurden die Begräbnisfelder der meisten Reichsstädte auf Arealen jenseits der Stadtmauern transloziert. Ursachen für diese Entwicklung waren zum einen Platzmangel, zum anderen seuchenhygienische Gründe. Die Reformation hatte keinen Anteil an den Friedhofsverlegungen; sie lassen sich sowohl in evangelischen als auch katholischen Reichsstädten feststellen.

Trotz der Dislozierung von Friedhöfen und des Verbots von Bestattungen im Innenraum von Kirchen und auf dem Areal rund um die Kirchen wurden diese Ruhestätten Angehörigen bestimmter Personenkreise auch weiterhin zugestanden. Hierzu zählten Ordenspersonen, hohe Geistliche sowie bürgerliche Eliten wie Bürgermeister, Patrizier und andere

Honoratioren. Der Ort des Begräbnisses (*intra muros* oder *extra muros*) diene somit auch der sozialen Distinktion innerhalb der reichsstädtischen Gesellschaft.

Die Friedhofsanlagen *extra muros* der untersuchten Städte waren in Form rechteckiger ummauerter Areale gestaltet. In Biberach und Wangen finden sich Camposanto-Anlagen, die mit nach innen offenen Arkaden oder Säulengängen versehen waren. Im Vergleich mit mitteldeutschen Äquivalenten (Halle an der Saale, Buttstädt oder Eisleben) sowie österreichischen und Schweizer Anlagen (Innsbruck, Salzburg und Luzern) waren diese jedoch nicht an allen vier Seiten ummauert. Camposanto-Anlagen stellen – wie Sieber der bisherigen Interpretation entgegensetzt – kein evangelisches Spezifikum dar, sondern finden sich auch in katholischen Zusammenhängen. Sieber drängt folgerichtig auf eine neue Terminologie: „Statt von Camposanto wäre es wohl sinnvoller von einer frühneuzeitlichen Friedhofsarchitektur zu sprechen, die überkonfessionell verortet ist [...]. Der ‚Camposanto-Begriff‘ sollte daher nicht als verengend konfessionsbesetztes Architekturkonzept benutzt werden“ (S.231).

Die evangelischen Reichsstädte in Oberschwaben und im Allgäu standen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluss der zwinglianisch und oberdeutschen Theologie. Dem Streben nach Erneuerung von Kirche und Gesellschaft durch Hebung von Sitte und Moral folgte eine immaterielle, nicht an einen konkreten Ort (Grab, Friedhof) gebundene *memoria*. Man brach mit vielen Formen überkommener Sepulkralkultur, ebnete Kirchhöfe ein und entfernte die Grabmonumente, um den Kult an den Gräbern zu unterbinden. Die zwinglianisch orientierte minimalistische Form der Sepultur wurde jedoch nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555, als sich die oberschwäbischen Reichsstädte der Wittenberger Theologie anschlossen, nicht mehr so strikt angewandt. Auch die Protestanten setzten nun wieder Grabdenkmäler, die sich jedoch von denen der Katholiken unterschieden: Während auf katholischen Friedhöfen Grabkreuze gängig waren, wurden auf den evangelischen Stelen, Säulen und Grabsteine aufgerichtet.

Die schriftlichen Quellen bestätigen diese Entwicklung und führen weitere konfessionelle Differenzierungen vor Augen. In den evangelischen Kirchenordnungen finden sich detaillierte Anweisungen für die Seelsorge an Sterbenden, private und gemeinschaftliche Trauerbräuche, verschiedene Begräbniszeremonien entsprechend dem gesellschaftlichen Stand der Verstorbenen, Friedhofs- und Grabkultur einschließlich hygienischer Fragen sowie für kirchliches und privates Totengedenken. Im Zuge der Reformation wurde die Gewichtung verschoben: Bei katholischen Begräbnissen stellte man alle Handlungen in den Dienst der Verstorbenen und tat alles für ihr Seelenheil. Dies kam in rituellen Handlungen im Rahmen der Totenmesse und des Trauerkondukts zum Ausdruck, bei denen Vortragekreuze sowie Weihrauch- und Weihwassergefäße eingesetzt wurden. Demgegenüber stand bei protestantischen Begräbnissen nicht die Fürsorge für die Toten, sondern für die Hinterbliebenen im Vordergrund. Dies äußerte sich vor allem durch Trost und Belehrung in den Totengottesdiensten und insbesondere in den Leichenpredigten. Bei den evangelischen Begräbniszeremonien ging es in erster Linie um „der lebendigen trostungen dann der abgestorbnen hilf und steur“, wie es in der Memminger Kirchenordnung von 1569 heißt.

Dominik Gerd Sieber hat mit seiner Dissertation, die von Anton Schindling an der Eberhard Karls Universität Tübingen betreut wurde, eine methodisch fundierte und dabei sehr gut lesbare Studie vorgelegt. Er berücksichtigte Schrift- und Bildquellen sowie archäologische Forschungsergebnisse und trug somit der interdisziplinären Erforschung des Themenfeldes Sepulkralkultur Rechnung. Die Stärke von Siebers Arbeit liegt in der gründlichen

Aufarbeitung dieses vielgestaltigen Quellenmaterials. Daraus kann er neue Erkenntnisse bezüglich des Bestattungswesens in katholischem und evangelischem Kontext gewinnen und einige in der Forschung verfestigte Narrationen revidieren, wie etwa die, dass die Anlage von Camposanto-Anlagen und das Führen von Totenmatrikeln, die bisher regelmäßig der protestantischen Sepulkralkultur zugeschrieben wurden, eben auch in katholischen Reichsstädten begegnen.

Sabine Arend

Hartmut ZWEIFLE (Hg.), *Zwischen Beständigkeit und Wandel. Die württembergische Pfarrerschaft in Geschichte und Gegenwart* (Kleine Schriften des Vereins für württembergische Kirchengeschichte 23), Stuttgart: Verein für württembergische Kirchengeschichte 2017. 319 S., zahlr. s/w Abb. ISBN 978-3-944051-12-3. € 25,-

Über das evangelische Pfarrhaus und seine Bewohner, den Pfarrer mit seiner meist großen Familie, gibt es eine umfangreiche Literatur, vielleicht mehr als über jeden anderen Berufsstand. Dies hat mehrere Gründe, vor allem: Der Pfarrer war ein wortmächtiger Mann, schreib- und redegewandt, und dies nicht nur in seinem engeren Amtsbereich, als Theologe, Prediger und Seelsorger, sondern auch als Schriftsteller und Dichter. Seine vielfältigen Interessen gab er an seine Kinder weiter, seine Söhne, die stolz auf diese Tradition waren, und seine Töchter, die dem Pfarrhaus verbunden blieben. Dies ist ein bekanntes Phänomen, und wenn man das Netzwerk der Pfarrersdynastien überblickt, so begreift man das geistige Milieu, das sich auch in den Selbstdarstellungen der Pfarrhausliteratur niederschlägt.

Beim vorliegenden Buch handelt es sich um einen Sammelband mit 19 Beiträgen, Vorträge anlässlich einer Tagung 2016 in Stuttgart zum 125. Jubiläum der Gründung des Evangelischen Pfarrvereins in Württemberg 1891. Der Beitrag von Christian Buchholz, *Beständigkeit und Wandel – 25 Jahre Dienst an der Gemeinschaft der Ordinierten* (S. 169–184) kehrt gleichzeitig im Titel dieses Tagungsbandes wieder; viele der Beiträge dieses Bandes greifen das Gesamthema vertiefende Einzelaspekte auf.

Der chronologische Ablauf der württembergischen Kirchengeschichte wird eingeleitet von Hermann Ehmer, *Umbrüche – Von der Reichsgründung bis 1914* (S. 13–28). Der Beitrag thematisiert die Zeit des Königreichs Württemberg ab 1870 mit seiner engen Verbindung von Kirche und Staat, die auch während des Ersten Weltkriegs (hierzu Tilman M. Schröder, S. 29–42) und danach noch lange in der vorwiegend staatskonservativen Grundhaltung der Pfarrerschaft fort dauerte, sodass in der darauf folgenden Periode die demokratischen Staatsformen nur sehr zögerlich Fuß fassten (Siegfried Hermle, *Zwischen vaterländischer Pflicht und kirchlicher Neuorientierung – Die Weimarer Republik* (S. 43–62).

Die Periode des Nationalsozialismus behandelt Peter Haigis, *Zwischen Anpassung und Widerstand – Die Jahre 1933 bis 1939 und die Pfarrhauskette* (S. 63–80). Sie ist in ihrer Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit in zahllosen wissenschaftlichen und erzählenden Beiträgen aufgearbeitet worden, in denen das persönliche Erleben mitbestimmend war für die kritische und oftmals negative Haltung der Historiker gegenüber der Pfarrerschaft, an deren Spitze Theophil Wurm trotz entschiedener Bekenntnistreue auch harter Kritik ausgesetzt war ob seines Versuchs, die Mitglieder der Kirche im NS-Staat vor der Verfolgung zu schützen. Auch die Biographie Wurms im von Gerhard Schäfer herausgegebenen abschließenden Band „Dokumentation zum Kirchenkampf in Württemberg“ ist von diesem Zwiespalt der Beurteilung geprägt. Kein Pfarrer blieb von dieser Diskussion unberührt, und dies lässt jeden Einzelnen mit seinem Nachlass, seiner Selbstdarstellung zu einer Quelle werden,